

Nr. 59. Bromberg, den 12. März 1929.

Tarantella.

Ein exotisches Abenteuer.

Roman von Harald Baumgarten.

(3. Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Nach alter englischer Sitte brannte in dem Kamin ein Feuer. Es war nur zum Schein, denn das Scheitchen Holz spendete keine Wärme, aber es war ein alter, schwerer Kamin, und er hätte tot ausgesehen, wenn dieses winzige Feuerchen ihm nicht Leben gegeben hätte.

Vor diesem Kamin hatte Mary auf dem Schoß ihrer Mutter den Funken, die in den Schornstein stoben, nachgesonnen, vor diesem Kamin, diesem nach Salvador verpflanzten Stück Alt-England saß auch heute Sir Hee mit seiner Tochter. Die lange Pfeife qualmte, und der alte Mann hörte das junge Glück, hörte die uralte, ewig neue Melodie, doch der Takt war ein anderer wie früher. Es fehlte jene Sinnigkeit, mit der man sie einst gespielt. Sie war froh und heiter, die Melodie, und floß klar dahin. Aber ihm war, als fehle ein gewisser Grundton, als seien die Akkorde gar zu flüchtig gegriffen, und der Rhythmus ein wenig zu leicht beschwingt. Und doch wußte er nicht, ob es nicht bloß das Alter sei, was ihm das alles so oberflächlich erscheinen ließ.

Nun schwieg Mary und sah ihn erwartungsvoll an. Er sollte antworten. Und wußte doch nicht, was er eigentlich gehört hatte. Er schwieg und schaute den Rauchwolken nach, und dann wieder in die Augen seines Kindes.

„Es ist alles so klar, Mary, was du sagst“, begann er, „und doch will mir altem Manne scheinen, daß irgendetwas nicht so ganz in Ordnung sei. Auch ich habe Torstensen lieb gewonnen. Er ist ein braver, ehrlicher, prächtiger Junge. Aber sage mir Mary, ist deine Liebe so groß, daß du auf alles verzichten möchtest, was dir bisher lieb und teuer war, daß du gern unser Heim, in dem du groß geworden, verläßt, daß du mich nun ganz und gar entbehren kannst?“

Mary wurde rot. „Aber Vater, ich kann dir doch nur sagen, was ich fühle. Ich glaube, ich liebe Ralph, und ich glaube, daß ich keinen Mann mehr lieben werde als ihn. Und, sieh einmal, wie gut wir zusammen passen. Wir haben beide dieselben Interessen, dieselben Wünsche, dasselbe Hoffen — wir erwarten beide vom Leben etwas Großes und Schönes — irgendetwas Köstliches, was uns in den Schoß fallen muß. Ich habe immer schon gedacht, ob es wohl ein Glück sei, reich zu sein. Was ich mir auch gewünscht habe, ich habe es bekommen, es blieb mir nie etwas unerfüllt, nur die Sehnsucht, die keinen Namen hat.“

„Mein liebes Kind — Reichtum und Glück sind Dinge, die einander fremd und gleichgültig sind. Sie gehören nicht zueinander. Nur die Menschen verwechseln sie oft. Sie streben dem Reichtum nach, und übersehen das Glück. Nur, wer dieses irdische Leben als eine Zwischenstation betrachtet, die Restloses nie zu geben vermag, wird wirkliche Freude am Leben empfinden können. Ob arm, ob reich, — Freud und Leid bleiben sich immer gleich und ich meine, Mary, daß es besser wäre, wenn du die wichtigste Entscheidung deines Lebens noch hinauszögertest. Ich will dir einen Vorschlag machen. Laß Ralph nach der Südsee fahren, und kommt er in einigen Monaten zurück, dann heiratet euch, wenn euer Gefühl noch ebenso stark ist wie heute. Was meint meine Mary dazu?“

Mary sah ihn an. „Ich verstehe dich nicht ganz, Papa, aber wenn du meinst, daß das besser ist, mir ist es recht. Und warum sollte es Ralph nicht recht sein? Wir sind ja beide noch so jung.“

So beschlossen sie, daß die Hochzeit erst in einem haben Jahre sein solle, wenn die „Tarantella“ ihre Südseefahrt gemacht habe.

Ralph und Jack waren inzwischen im Park spazieren gegangen. Die kleine Verstimmung, die zwischen ihnen geherrscht hatte, hatte Jacks liebenswürdiges Entgegenkommen längst zu überbrücken gewußt. Und Ralph, der in jedem Menschen, der ihm entgegenkam, seinen Freund sah, hatte ihm sein Herz ausgeschüttet. Wie er sich freue, daß er nun eine kleine Frau haben werde, wie alles doppelt so schön werden würde. In seiner Freude hatte er nicht bemerkt, wie jedes seiner Worte eine Hoffnung in Jack vernichtete. Er hatte nicht die lauernden Blicke gesehen, die ihm Jack zuwarf, als er von Marys Liebe sprach. Und Jack, gefaßt wie immer, ging auf seine Ideen ein, während er sein Gehirn zermarterte, um für sich selbst eine günstige Lösung zu finden.

Da erschien Mary und bat Ralph zu ihrem Vater. Während er diesem Rufe Folge leistete, sprach Jack mit Mary. Sie erzählte ihm, daß Sir Hee die Hochzeit noch um ein halbes Jahr hinausgeschoben wünsche. Da ging ein befriedigtes Lächeln über seine Züge und er wünschte der jungen Braut von Herzen alles Glück.

*

Eine nasse Sturmnacht folgte dem heißen Sommertag. Streck war eiligst nach der Jacht zurückgekehrt. Mühsam hatte sich die Dampfpinasse einen Weg durch die anrollenden Wogen gebahnt. Die „Tarantella“ hatte die Anker gelichtet und war im grauen Horizont verschwunden.

Mary und Ralph hatten den ganzen Abend beisammen gesessen. Jetzt, da sie die Änderung ihres Geschickes noch um ein halbes Jahr hinausgeschoben wußte, war ihr ordentlich leicht ums Herz geworden. Allzuplötzlich war dies alles gekommen. So war es besser. Ralph war etwas beklommen zumute. Zum ersten Male war ihm ein Lieblingswunsch nicht gleich erfüllt worden. Er hatte sich alles so schön ausgedacht. Aber er mußte sich fügen und schließlich — das halbe Jahr würde bei all den neuen Eindrücken rasch vergehen — und dann holte er Mary heim nach Halifax.

Jack hatte die Brautrede gehalten. Seine geistreichzynische Art schwelgte in Vergleichen.

Als das Wetter drohender wurde, hatte man sich eiligst getrennt, da Streck fort mußte. Es war ein etwas überstürzter Aufbruch gewesen. Am nächsten Tage sollte die „Tarantella“ Ralph abholen. Ein letztes Frühstück würde den Ausklang jener Sturmfahrt bilden, die so einschneidende Veränderungen in Marys Leben hervorgerufen hatte.

Eins nach dem andern loschen die Lichter in „Letzte Tage“ aus.

Ralph war todmüde. Nur mit Mühe hatte er sich die letzte Stunde aufrecht halten können. Er ärgerte sich. Ihm war so etwas doch noch nie passiert. Ob das der Kognak gemacht hatte, den er mit Dr. Doherty im Rauchzimmer getrunken hatte? Aber er war doch sonst so sattelfest. Die Müdigkeit überwältigte ihn plötzlich derart, daß er einschlief, ohne das elektrische Licht in seinem Zimmer auszuknipsen. Marys Schlafzimmer lag über dem seinen.

Es waren echte Jungmädchengedanken, die durch ihren achtzehnjährigen Kopf gingen. Sie lächelte selbst darüber. Paßten sie doch eigentlich gar nicht zu der sonst so selbstsicheren Mary Hee. Ein zartes Pflänzchen streckte schüchtern den Kopf aus dem Boden. Zum ersten Male begann Mary das Wort „Liebe' zu verstehen. In Umrissen erst, und noch nicht greifbar. Aber doch war ein seliger Jubel in ihr. Ehe sie einschlief, sprach sie leise — als ob sie sich vor sich selbst schäme — vor sich hin: „Ich liebe dich, Ralph!" Dann erlosch in ihrem Zimmer das Licht. Im Seitenflügel gegenüber dem Vorderhaus lagen Dr. Dohertys Zimmer. Er hatte oftmals am Fenster gestanden, wenn Mary schlafen ging, und Wünsche waren durch seine Seele gegangen. Heute stand er wieder im verdunkelten Zimmer, die beiden Fenster übereinander im Auge behaltend.

„Warum macht der Bursche bloß das Licht nicht aus, sollte das bischen Morphium im Kognak ihn so umgeworfen haben, daß er das Bett nicht mehr finden konnte? Aha — Mary ist schlafen gegangen. Na, denn Hals- und Beinbruch — wie Li immer sagte."

Er vertauschte den Frack mit einem enganliegenden schwarzen Jakett. Bis auf die Blitze, die vom Himmel herabstießen, war die Nacht jetzt rabenschwarz. Der Regen trommelte an die Fenster, als ob man eine Handvoll Erbsen dagegenwürfe. Rasch hatte Jack ein paar Gummischuhe übergeworfen, dann schloß er lautlos die Tür hinter sich.

In der Parterrewohnung war noch Licht. Tommy saß da — sein krankes Kind auf dem Arm, und sang mit halber Stimme Negerlieder. — „Oh my Baby" schluchzte leise die gutturale Stimme.

Jack horchte. Dann eilte er rasch vorbei. Durch das Rauchzimmer, Speisezimmer und das Arbeitszimmer Sir Hees erreichte er ungesehen das Laboratorium. Als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, blieb er einen Augenblick aufatmend stehen. Man sah bei jedem Blitz durch die unverhüllten hohen Glasscheiben die Bäume im Park vor dem Wind sich neigen. Die Reagenzgläschen leuchteten hell auf.

„Ein scheußlicher Gang", murmelte Jack. „Weiß Gott, wenn nicht meine Ehre auf dem Spiele stände — aber soll ich mich vielleicht von Li auslachen und wegschicken lassen? Der Teufel hole diesen Yankee, was hat er mir in die Quere zu kommen?"

Er durfte kein Licht machen. Selbst der Schein einer Taschenlaterne hätte vom Seitenflügel durch die hohen Glasfenster von irgend jemand bemerkt werden können. Vorsichtig tastete er sich weiter, immer nur dann einen Schritt wagend, wenn ein Blitz ihm den Weg gewiesen hatte. Denn die Tische standen voller Gläser, und eine einzige unvorsichtige Bewegung konnte alles verraten. Endlich hatte er den in der Wand eingelassenen Safe, zu dem nur Doktor Hee und er den Schlüssel besaßen, erreicht. Jetzt hieß es die Zahl 469 einstellen. Das Gewitter zog ab. Die Blitze leuchteten in immer größeren Pausen. Es war sinnlos, noch auf ihr Licht zu bauen. Mühsam tastete er die Zahlen ab. Wohl eine halbe Stunde war vergangen — der Schweiß war ihm auf die Stirn getreten — bis endlich der Schlüssel schnappte. Lautlos öffnete der Safe seinen Mund. Sechs Gläser standen nebeneinander, signiert 1—6, die Destillate jahrelanger Arbeit. Während Nr. 1 noch eine blutrote Farbe hatte, war Nr. 6, der letzte gelungene Versuch, beinah wasserhell. Schnell ergriff er die Retorte und schloß den Safe. Der erste Schritt war gelungen.

Nachdem er noch eine kleine Injektionsspritze zu sich gesteckt hatte, verließ er so schnell es die Dunkelheit gestattete, den Raum.

Mary schlief. Sie hatte sich vor dem Einschlafen vorgenommen, etwas Schönes zu träumen. „Denn was du heute träumst, meine Mary, das hat Bedeutung!" hatte ihr lächelnd der Vater beim Gutenachtkuß gesagt. Aber es war kein angenehmer Traum, der sie umfing.

Sie war wieder auf der kleinen „Mary", die jetzt irgendwo am Meeresgrunde lag, aber nicht sie war in Seenot, sondern ein alter Kutter, der mit gebrochenen Masten vor ihr hertrieb. Die See ging unheimlich hoch, und jede Woge schien dem gebrechlichen Fahrzeug den Untergang bereiten zu wollen. Der Himmel war ganz klar und voller Sterne, so wie er in ihren Märchenbüchern gemalt gewesen, und obwohl es Nacht war, herrschte helles Licht, und sie konnte alles an Bord des Kutters erkennen. An dem einen Maststumpf war ein Mann angebunden, der sich verzweifelt anstrengte, die ihn umklammernden Taue zu lösen. Sie erkannte in ihm Ralph Louis. Ein Mann am Steuer, der ihr den Rücken wandte, schien mit höhnischen Worten den armen Gefesselten noch zu quälen, während er sich bemühte, das lecke Fahrzeug so zu steuern, daß es kentern mußte. Mary mühte sich vergeblich, in die Nähe des Wracks zu kommen. Obwohl der Motor wie rasend arbeitete, blieb sie immer in gleicher Entfernung und dieses entsetzliche Gefühl, nicht helfen zu können, legte sich wie ein furchtbarer Alpdruck auf ihre Brust. Jetzt kam eine ungeheure schwarze Woge, den Kamm voll weißem Schaum, den beiden Fahrzeugen Vernichtung bringend, vom Horizont her angerollt. Als sie dicht vor dem Kutter war, und Ralph verzweifelt auf diesen Wasserberg starrte, drehte sich der Mann am Steuer plötzlich um, deutete mit einer wilden, übermenschlich gewaltigen Gebärde mit dem einen Arm auf Ralph, mit dem andern auf sie. —

In diesem Augenblick verschlang die schwarze Flut den Kutter.

Das Gesicht des Steuermanns aber war — in gräßlicher Verzerrung — das Doktor Jack Dohertys gewesen.

Mit einem Schrei erwachte Mary. Ihr Herz schlug mit schnellen Schlägen. Schweiß bedeckte ihren Körper. Sie mußte sich erst einige Augenblicke besinnen, wo sie eigentlich war. Schlug ihr Herz so wild infolge des Traumes? Sie meinte, sein lautes Pochen in der Stille der Nacht zu hören. Jetzt hörte das Klopfen auf, jetzt war es wieder da. Nein, nein, das war nicht ihr Herz, — das war ein leises vorsichtiges Klopfen an ihrer Zimmertüre. Mit einem Satz war sie aus dem Bett, hatte den Revolver, der stets auf ihrem Nachttischchen lag, ergriffen und war zur Tür geschlichen. Furcht hatte sie nur im Traum. Jetzt waren ihre Sinne aufs äußerste gespannt. Das Klopfen wiederholte sich in kleinen Abständen, wie wenn jemand mit unendlicher Vorsicht mit der flachen Hand an die Tür schlagen würde. Es war offenbar, daß der Täter nur von ihr gehört werden wollte. Mary stand dicht an der Tür.

„Ist jemand da?" rief sie leise.

„Miß Mary, ich bin es", ertönte Tommys Stimme in unheimlichem Flüsterton. Sie schloß auf. Der Neger huschte ins Zimmer. Mary sprang schnell ins Bett.

„Oh Miß Mary, ich sein halbtot vor Angst. Wie ich vorhin in Stube sitze, war mir, als ob ein Schatten an dem Fenster bei der Tür vorbeihuscht. Ich mache vorsichtig Tür auf — niemand da — ich gehe Korridor entlang, da sehe ich durch Fenster einen Schatten im Laboratorium, doppelt so groß wie eine Mensch. Oh Miß Mary, sicher hat sich ein Geist das Gift geholt, was Mister Doktor gebraut hat."

„Ein Schatten im Laboratorium? Tommy, hat dir die Angst nicht einen Streich gespielt?"

„No, Miß Mary, haben ich deutlich gesehen, daß irgendetwas im Laboratorium war, haben ich wohl zehn Minuten am Fenster gestanden, und mich vor Angst nicht vor- noch rückwärts getraut."

„Tommy, lauf schnell zu Doktor Doherty, wecke ihn, wer weiß, ob nicht jemand Papa das Präparat stehlen will. Los, beeile dich!"

„Oh, ich selbst so klug gewesen. Aber, als ich bei Doktor Doherty geklopft habe, hat niemand aufgemacht, und wie ich die Tür aufgeklinkt, und Licht gemacht habe, waren beide Zimmer leer. Mr. Doherty sein verschwunden, Miß Mary. Sicher haben ihn böse Geister geholt, weil er immer kocht Gift mit Mister Professor."

Mary sprang auf. Ein Mantel bedeckte im Augenblick ihren Pyjama. Eine unbestimmte Furcht trieb sie. War es die unmittelbare Nachwirkung ihres Traumes? Sie sah plötzlich wieder das gräßlich verzerrte Gesicht des Steuermanns vor sich.

„Komm mit, Tommy," sagte sie entschlossen. Zitternd gehorchte der Neger. Auf dem Korridor war alles still. Mary ließ eine Taschenlaterne aufflammen, und schritt die Treppe hinauf zu Ralphs Zimmer. Vor der Tür blieb sie stehen, ein Lichtschein von drinnen fiel unten durch die Schwelle. Was war das? Ein feines Zittern klang aus dem Zimmer, als ob jemand mit einem harten Gegenstand an ein Glas anschlägt. „Ralph!" rief sie plötzlich laut und voller Angst. Drinnen wurde ein Fenster aufgerissen. Da hielt es sie nicht länger. Sie öffnete die unverschlossene Tür. Im Zimmer brannte das elektrische Licht. Ralph lag auf dem Rücken in seinem Bett, scheinbar in tiefem Schlummer. Die linke Hand hing zum Bett heraus, berührte den Boden. Das Fenster war offen. Von draußen ein Scharren. Sie war am Fenster. Stockfinstere Nacht. — — Nur ein Kratzen, als ob jemand in Eile sich am Blitzableiter hinuntergleiten lasse, und mit den Füßen an die Wand stemme. Im Zimmer alles in Ordnung. Ihr Blick fiel auf den Nachttisch. Da stand eine kleine Retorte mit einer beinahe wasserhellen Flüssigkeit, signiert mit einem schwarzen Totenkopf.

Das Tor der Remise krachte. Zwei helle Augen leuchteten auf. In wahnsinnigem Tempo verschwand ein Auto in der finsteren Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Aufruhr der Sterbenden.

Fünfzigtausend Leprakranke in Holländisch-Indien.
Von Paul Diner-Denes.

Eine lakonisch kurze Nachricht kam dieser Tage aus Holländisch-Indien: „Auf der Leprakolonie Agusan Gaju-Luos brach ein Aufruhr aus. Er wurde niedergeschlagen. Unter den Leprakranken gab es zahlreiche Tote und Verwundete.“ Die Meldung wurde von der Weltpresse übernommen, in einigen Zeilen als Telegramm aus Den Haag abgetan und die Angelegenheit schien erledigt zu sein. Es schien aber nur so. Denn dieser Aufruhr der Sterbenden beleuchtet schlaglichtartig das furchtbare Lepraproblem. In Holländisch-Indien allein gibt es heute 50 000 Leprakranke und in den übrigen Ländern . . .? Allerdings, alle diese zum sicheren Tode Verurteilten sind Eingeborene. Die Zahl der kranken Europäer ist äußerst gering, sie beträgt insgesamt nur 200. So ist es erklärlich, daß die europäische Öffentlichkeit bisher nur wenig von dem Schicksal dieser 50 000 erfahren hatte.

Einst, in alten Zeiten gab es auch in Europa viele, viele Tausende und Zehntausende von Leprakranken. Sie wurden im Mittelalter als bürgerlich tot erklärt, durften nicht heiraten, trugen ein besonderes Gewand und mußten vielfach durch eine Klapper ihr Nahen ankündigen. Die Aussätzigen führten damals ein grauenvolles Dasein. Von jedem geächtet, von jedem gemieden, außerhalb der Städte und Dörfer lebend, von Kälte und Hunger gepeinigt, vegetierten sie dahin.

Europa hat seither auch diese schreckliche Seuche besiegt. Der Aussatz hat für unseren Erdteil aufgehört, ein Problem zu sein. Er wurde ganz einfach zu einer sanitären Maßnahme. Natürlich, für die Kranken bedeutet diese Maßnahme eine vollständige Isolierung von der übrigen Welt. Die Leprakranken sind auch noch heute „bürgerlich tot“, wenn nicht juridisch, so doch faktisch. In Afrika und in Asien wütet aber der Aussatz noch immer mit fast unverminderter Kraft. Es giebt Gebiete in Afrika, wo 15 Prozent der Eingeborenen leprakrank sind. Kürzlich kehrte von der Insel Ukereve in Afrika in der Nähe von Mombassa ein holländischer Missionar namens Father van der Vee, der 18 Jahre seines Lebens unter den Schwarzen verbracht hat, nach Europa zurück. In London erstattete er dann Bericht über die Zustände, die dort herrschen. Aus seinem Bericht soll hier nur eine einzige Zahl wiedergegeben werden: 13 000 Neger bewohnen die Insel, und von diesen 13 000 sind 2000 leprakrank.

Die fünfzigtausend Leprakranke in Holländisch-Indien geben zu denken. Nun ja, es ist wahr. Die holländische Regierung tut ihr Möglichstes, um das Los dieser zum Tode, zum langsamen Tode Verurteilten — die Dauer der Krankheit beträgt 8 bis 10 Jahre — zu erleichtern. Zugegeben. Ihre Maßnahmen erfassen aber die weitaus größte Zahl der Leprakranken nicht. Tausende und Abertausende, deren Krankheit erst im ersten Stadium sich befindet, die in ihrem Blute die Keime des Aussatzes tragen, sind in Freiheit und gefährden die übrige Bevölkerung.

Der Aufruhr der Aussätzigen hat jetzt die Frage der Leprabekämpfung wieder aktuell gemacht. Ihr schauerliches Schicksal steht heute im Vordergrund des Interesses. Aber nur in Holland. Das übrige Europa geht mit Stillschweigen über dieses Problem hinweg. Und doch. Die Berichte, die aus Holländisch-Indien kommen, sind hochinteressant und lassen uns in eine Hölle hineinblicken, in der 50 000 Menschen jammern und wehklagen.

Das erste, was zu untersuchen war, galt der Frage, warum der Aufruhr ausgebrochen sei. Und da stellte sich heraus, daß die Leprakolonie Agusan-Gaju-Luos ausgezeichnet geleitet ist. Die Regierung hatte die Kranken mit allem Notwendigen versorgt. Sie wohnten in schönen Häusern, hatten genügend Nahrung und hätten restlos glücklich sein können, wenn sie eben nicht Leprakranke gewesen wären. So aber . . . Sie wußten, daß sie diese Kolonie niemals verlassen dürfen, daß ihre Glieder langsam absterben, abfallen werden, bis sie endlich der Tod von ihrem Leid erlöst. Sie baten daher, wie es die Untersuchung ergab, unaufhörlich die Wache, sie möge ihnen doch den Gnadenschuß geben. Eines Tages wurden in die Kolonie vier neue leprakranke Familien gebracht. Sie hatten sich mit ihrem Schicksal noch nicht ausgesöhnt. Sie wollten, als sie die schrecklichen Gesichter der übrigen Kranken sahen, Selbstmord begehen und überredeten auch die anderen, dasselbe zu tun. Sie trugen einen riesengroßen Scheiterhaufen zusammen und waren eben dabei, ihn anzuzünden, um sich dann in die Flammen zu stürzen, als die Wache erschien. Die Soldaten versuchten, die Verzweifelten von ihrem Vorhaben zurückzuhalten. Die Aussätzigen begannen nun zu toben. Der Gedanke, daß sie nicht sterben dürfen und nicht leben können, brachte sie zur Raserei und deshalb versuchten sie die Soldaten zu töten. Diese gebrauchten nun ihre Waffe und vielen Leprakranken erfüllte sich der sehnlichste Wunsch: sie konnten sterben.

Der Aufruhr war beendet. Heute herrscht in der Leprakolonie wieder Ruhe. Doch die Lagerrevolution war nicht vergeblich. Sie lenkte die Aufmerksamkeit auf diese 50 000. Die Aussätzigen sind nach dem heutigen Stand der ärztlichen Wissenschaft verloren. Für sie gibt es keine Rettung. Es handelt sich aber um die übrige Bevölkerung. Kürzlich wurde in Sumatra und in Java die Schreckensnachricht verbreitet, daß der Aussatz in den Schulen Einzug gehalten habe. Allerdings, die Behörden und die Direktoren versicherten, daß dies nicht zutreffe und daß sie die energischsten Maßnahmen bei jedem verdächtigen Falle ergreifen werden. Trotzdem brach unter den Einwohnern eine panische Angst aus, und die Folge war, daß lange Zeit hindurch die erschrockenen Eltern ihre Kinder nicht in die Schule gehen ließen.

Diesmal erwies sich der Verdacht als nicht zutreffend. Die Gefahr besteht aber dennoch weiter. Und auch in kriminalistischer Hinsicht bedeuten die Leprakranken eine ständige Bedrohung der übrigen Bevölkerung. In ihrer grenzenlosen Verzweiflung versuchen die Kranken nämlich, aus ihren Lagern auszubrechen, und gelingt ihnen dies, so rauben und morden sie, denn hier auf Erden haben sie ja ohnehin nichts mehr zu befürchten, nichts zu verlieren.

Nun will die holländische Regierung mit voller Energie gegen diese Krankheit ankämpfen. Englische und holländische Gelehrte arbeiten daran, um aus dem Öl einer ganz eigenartigen Pflanze, die in den Dschungeln von Sumatra anzutreffen ist, ein Leprabazillen tötendes Medikament herzustellen. Es besteht die Wahrscheinlichkeit, daß es der Wissenschaft einmal gelingen wird, den Aussatz wirksam zu bekämpfen. Bis dahin aber hilft eben nur ein einziges Mittel. Es ist unmenschlich grausam und hart, aber es gibt kein anderes. Im Interesse der übrigen Millionen müssen alle Leprakranken erfaßt und isoliert werden. Für die noch auf freiem Fuße sich befindenden Aussätzigen bedeutet diese Maßregel neue Qualen, neue Pein. Im Namen der Menschheit muß aber gefordert werden, daß diese Unmenschlichkeit geschehe. Und die Regierung der Niederlande versucht nun auch, die Internierung möglichst lückenlos durchzuführen, damit nach Verlauf von zwei bis drei Generationen die Zahl der Aussätzigen auf ein Minimum zusammenschrumpft.

Wenn einmal der Bubikopf . . . nicht mehr beliebt ist.

Früher war der Friseurberuf eine unfreundliche soziale Frage. Denn die Friseure waren nur auf die Männer angewiesen — und wie das früher um die Herren der Schöpfung bestellt war, darüber wollen wir nur nichts beschönigen. Wer als werdendes Genie hervorstechen wollte, ließ sich den Schopf so lang wie möglich wachsen. Im übrigen waren auch früher die Kahlköpfe häufiger als heute, weil damals nicht nur die Gedanken der Volkshygiene noch nicht so verbreitet waren, sondern auch die Herrenhüte mehr nach dem Grundsatz der Stabilität, denn nach gesundheitsfördernden Überlegungen erstanden wurden. Der Mann, sich seines Wertes und sich als Bedarf ohnehin bewußt, legte auch weniger Wert auf die tägliche Rasur. Denn Stoppeln waren männlich!

Solchen Tatsachen gegenüber spielen die Friseure, die man damals noch „Barbiere“ nannte, nur eine klägliche Rolle. Heute sind sie das Wichtigste und Unentbehrlichste, das es gibt.

Denn heute spielen sie im Leben der Frau die entscheidende Rolle. Sie sind die Regisseure des Glücks; von ihren flinken Händchen hängt es ab, ob die Frau Siegerin ist oder gar — entsetzliche Möglichkeit! — alt ausschaut, oder sich lächerlich macht.

Wer möchte nicht Friseur sein! Enorm ist darum auch der Zustrom zu diesem Beruf, denn selbstverständlich muß der moderne Figaro nicht nur so einfach und schlechthin „Bubikopf schneiden“, sondern er muß ein Bildhauer, ein Künstler seines Berufs sein, die Geheimnisse der Stirnlocke, des idealen Nackenschnitts und der Dauerwelle ebenso feinsinnig beherrschen, wie er über die Frage orientiert sein muß, welche Nuance im Teint oder im Parfüm für die verwöhnte Dame paßt . . . (deshalb wird er auch immer gut tun, sich ohne Aufdringlichkeit für die jeweiligen privaten Usancen seiner Kundin zu interessieren und auf eintretende Wechsel rechtzeitig und feinfühlend Bedacht zu nehmen).

Dann geht es ihm gut, und sein Aufstieg zu glänzenden, beneideten Höhen ist gesichert. Denn der Bubikopf ist ein freigebiger Brotherr. Wenn man bedenkt, daß ein Bubikopf nicht einfach eine Haartracht, sondern seinen vielfachen Kompositionen und Sonderheiten ein Kunstwerk ist, nur ein entzückendes, vollendetes Kunstwerk sein darf, von dem Sonnenschein und Regen, Erfolg und — bei verständnisvollen Ehemännern — gar der immer junge und goldige Glanz der ufriedenheit abhängt, so weiß man auch, wie wichtig das alles ist, und daß Künstlerruhm den modernen Figaro in unerreichbare Höhen erhebt.

In England aber — auf der nebelgrauen Insel sind plötzlich Wolken bedrohlich-düsterer Art aufgestiegen, die den Künstlertraum der Nackenschnitt- und Dauerwellenvirtuosen verfinstern. Die englische Lady will plötzlich nicht mehr mitmachen! Sie will nicht mehr Girl sein! Sie will ihr Haar wieder lang tragen! Wer weiß, daß mondische Frauen nicht nur kapriziös in ihren schnell wechselnden Launen sind, sondern eine sportliebende Zeit ihnen auch einen zähen Willen verlie‚n hat, der wird das nicht nur als eine Laune belächeln. Und so sind auch die Friseure in England bereits in einen ustand der Erregung geraten, da ihnen die Damen der Gesellschaft und die sieghaften Frauen von Bühne und Film erklären, sie wollten wieder das Haar lang tragen, weiblich-lang — nicht mehr Girl, sondern wieder Magdalena sein . . . .!

Was tut man, wenn drohend die soziale Frage auftaucht? Man schließt sich zusammen, man wählt einen Vorstand, man faßt eine Resolution!

So machten es auch die Friseure in England. Sie wollen den Bubikopf gegen den Trotzkopf der Ladys, die Dauerwelle gegen die Modewelle verteidigen. Es ist eine soziale Frage. Sie faßten eine Resolution, daß sie in den Streik treten würden, wenn . . .

Andererseits wird sich in China eine Bewegung bilden, die den englischen Ladys Sympathiekundgebungen drahten wird. Denn dort hat der Bubikopf der einst blühenden Industrie der Haarnetze und Spangen das große Begräbnis bereitet. So wird es wieder sein, wie im Völkerbnd!

Hinter allem stehen immer wieder die Belange.

In den Schicksalen der Völker und der Menschen trägt Frau Mode oft schwere Entscheidungen in den zarten Händen, als es uns bewußt ist . . .

Anekdoten.

Der Maler Courbet duldete mißvergnügt in seinem Atelier die begeisterten Ausrufe einer etwas überspannten Dame über seine Bilder. Als sie schließlich fragte: „Sagen Sie, verehrter Meister, wie malen Sie nur ihr bezauberndes Himmelblau?", antwortete er brummig: „Ich schmiere mir Blau auf den Bauch und drücke die Leinwand darauf."

*

Lord Lister, der berühmte englische Chirurg, wurde einmal mitternachts zu einem reichen eingebildeten Kranken gerufen. Als er den Kranken untersucht hatte, fragte er sehr ernst: „Haben Sie Ihr Testament gemacht?" — „Nein", erwiderte ängstlich der Patient, „ist es schon so weit?" — „Lassen Sie sofort Ihren Notar holen." — „Aber lieber Herr Doktor . . ." — „Lassen Sie ihn rufen, ebenso Ihren Vater und ihre beiden Söhne." — „Muß ich denn sterben?" — „Nein, das nicht, aber ich will nicht der einzige Narr sein, den Sie mitten in der Nacht um nichts aus den Federn jagen."

*

Während der Mathematiker Gauß einmal seine Beweise durch eichnungen an der Tafel erklärte, platzte ihm eine Naht seines Rockes. „Da schaut die Weisheit 'raus", sagte ein vorwitziger Hörer. „Und die Dummheit 'rein", erwiderte der Gelehrte schlagfertig, ohne sich umzusehen.

*

Wie schriftstellerische Tätigkeit mitunter bewertet wird, schildert eine Anekdote aus dem Leben des englischen Dichters Kipling. Ein Mann wollte den Dichter eines Tages in seiner Wohnung sprechen. Als er dem Dienstmädchen sein Anliegen vortrug, setzte er vorsichtig hinzu: „Falls ich nicht bei der Arbeit störe." — „Arbeit?" rief das Mädchen, „Herr Kipling arbeitet niemals" er sitzt nur immer auf der Treppe und kritzelt und kritzelt."

*

Bei dem Besuch einer Kaserne hielt König Alfons einen Soldaten an und fragte ihn: „Was würdest du tun, mein Sohn, wenn ich dir befehlen würde, auf mich zu schießen?" — „Ich würde den Befehl ausführen, Majestät", entgegnete der Soldat. Dieselbe Antwort erhielt der König von drei anderen Soldaten. Der letzte aber sagte, er würde sich weigern. „Bravo!" rief der König, „Also endlich ein Soldat, der das Leben seines Herrschers über dessen Befehle stellt. Aus welchem Grunde, mein Freund, würdest du nicht schießen?" — „Weil ich nicht könnte, Majestät. Ich bin Trommler."



Bunte Chronik



* **Durch Kälte über den Installateur zur Ehe.** Seit Monaten schon hatte es die schöne Maria Ceccini dem jungen Benito Guadagni angetan. Aber alle Bemühungen, auch seinerseits ihr Herz zu gewinnen, erwiesen sich als vergeblich. Er hatte sie mit Süßigkeiten und Blumen überschüttet, ins Theater und ins Kino geführt, sie zum Mittag- und Abendessen eingeladen, alles ohne den geringsten Erfolg. Benito war tief geknickt, gab aber die Hoffnung nicht auf. Unlängst rief er Maria wieder an, um einen Theaterbesuch zu verabreden. Die Angebetete antwortete in heller Verzweiflung; bei ihr zu Haus stand alles auf dem Kopf, denn etwas ganz Unerhörtes hatte sich ereignet: selbst im schönen Bologna war die Wasserleitung eingefroren. Und dabei ließ sich in der ganzen Nachbarschaft weder für Geld noch für gute Worte ein Installateur auftreiben. An einen Theaterbesuch war unter diesen Umständen nicht zu denken. Benito vernahm die Trauerbotschaft zunächst mit Bedauern, dann hellten sich seine seine verdüsterten Züge wieder auf; er sah seine Chancen. Mit kurzen Worten tröstete er die Angebetete, setzte sich in seinen Wagen, sauste in ganz Bologna herum, bis er einen Installateur gefunden hatte, der gleich neben ihm Platz nehmen mußte, und eilte dann mit seiner „Beute" zum Orte der Katastrophe. Hier wurden Beide wie Boten des Himmels aufgenommen. Der Schaden war nach kurzer Zeit behoben, und dem gemeinsamen Theaterbesuch stand danach nichts mehr im Wege. Die Verlobung Benitos mit seiner Maria dürfte nur noch eine Frage der Zeit sein. — Man sieht, auch die Kälte hat ihr Gutes.

*

* **3000 Dollar für eine Nacht Gefangenschaft.** Wenn die Flurglocke schrillt und ein Mann mit irgendeiner unbezahlten Rechnung vor der Tür steht, so pflegen die wenigsten Menschen rosiger Laune zu sein. Noch schlechter aufgelegt ist aber jeder, von dem ein Betrag zu Unrecht gefordert wird. Kein Wunder also, daß Robert M. Woolley aus Oakland (Kalifornien) einen Riesenkrach schlug, als ein Geschäftshaus ihm wiederholt durch seinen Kassierer eine Rechnung vorlegen ließ, mit der er gar nichts zu tun hatte: „Kommen Sie noch einmal, dann werfe ich Sie die Treppe hinunter." Der Firma war das Genick ihres Angestellten zu wertvoll, um es dieser freundlichen Behandlung auszusetzen. Deshalb erwirkte sie vom Polizeirichter einen Haftbefehl, der mit Fluchtverdacht und anderen Dingen begründet wurde. Woolley ließ sich brummend in das Gefängnis bringen. Seine Schuldhaft dauerte nur eine Nacht, dann mußte das Geschäftshaus selbst gestehen, daß ihm ein Fehler unterlaufen war, und es entschuldigte sich. Damit war Woolley nicht zufrieden, sondern er verlangte von der Firma die bescheidene Entschädigung von — 50 000 Dollar. Die Gegnerin lachte, weil sie mit der Abweisung so übertriebener Forderungen rechnete. Woolley lachte aber nicht, sondern verklagte seine Widersacherin. Das Gericht muß eine sehr hohe Meinung vom Kläger und von seiner kostbaren Zeit und Würde gehabt haben. Es billigte ihm zwar nicht die geforderten 50 000 Dollar zu, verurteilte die Beklagte aber doch zur Zahlung von 3000 Dollar. Eine recht annehmbare Entschädigung für eine Nacht Gefangenschaft! Dafür würde wohl mancher gern einmal eine Nacht durch die schwedischen Gardinen schauen.

Gedanken über das Lachen.

Von **Kurt Miethke.**

Das Gelächter ist ein banalerer Bruder des Lachens

*

Der Witzblattredakteur, der noch über Witze lachen konnte, war erst seit einer Stunde im Beruf.

*

Ein Weiser, der ausrutscht, ist weniger komisch als ein Dummkopf auf dem Postament.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.